

Laudatio für Clara Heinrich
Pusztagold, aki Verlag, Zürich 2025
zur Verleihung des Clemens-Brentano-Preises
Heidelberg, 22. Juli 2026, René Aguigah

Es dauert ungefähr hundert Seiten, bis der Text mich körperlich anfasst. Da raffen sich die beiden Hauptfiguren auf, um joggen zu gehen. „A war in seiner Jugend Profisportler, er kennt hartes Training, er kennt es, im Training über die Körpergrenzen zu gehen, er kennt das, sich nach dem Training zu übergeben“, schreibt C über A. C ist das Ich im Text, und A ist ihr Partner. Und weiter: „A hat unvorstellbare Willenskraft. Ich hetze beim Joggen atemlos hinter ihm her, der sich pusht, als hätte er ein wichtiges Rennen zu gewinnen.“ Kurz vor dem Ende der Laufrunde „kippt er fast um, sein Blick wird leer, er krümmt sich, hält beide Hände an die Schläfen“. Man muss dazu wissen – und die Leser*innen des Buches wissen das hier längst –, dass A schwer erkrankt ist. Erkrankt an ME/CFS, und das wichtigste von den vielen Symptomen dieser Krankheit besteht in einer heftigen, hinterhältigen Intoleranz gegenüber Belastungen aller Art. Sport schadet. Die medizinische Diagnose wird zwar erst später gestellt, aber der Text legt schon in dieser Szene nah, dass das mit dem Joggen nicht gutgehen kann. Und ich, lesend, fange an zu schluchzen und fliege über die nächsten Zeilen, weil ich wissen will, wie es weitergeht. „Ich schüttelte ihn. Ich sage: Ich liebe dich. Bitte bleib bei mir. Was ist? Was ist? / Bis er wieder zu sich kommt.“

Es ist ein bisschen riskant, diese Szene gleich zu Beginn zu zitieren. Denn zu den Gründen dafür, dass meine Augen feucht waren, noch bevor der Text „Stumme Tränen in den Augenwinkeln“ verzeichnet, bevor die Zeile „Wir weinen beide“ fast wie eine kleine, vorläufige Auflösung wirkt – die Wörter „fast“ und „vorläufig“ benutze ich deshalb, weil A nach der vermeintlichen Auflösung sagt: „Es fühlt sich an, als würde ich sterben“ –, zu den Gründen also, warum der Text mich hier so mitgenommen hat, zählen auch die rund hundert Seiten zuvor. Da geht es um Landschaften und um Landwirtschaft; ums Arbeiten an der Natur – das die Natur ausbeutende und das die Natur achtende Arbeiten –; es geht um ein wissenschaftlich-politisches Konzept namens *Care*, das mit „Sorge“ womöglich nicht hinreichend übersetzt ist; ein Konzept, das jedenfalls meine Nächsten ebenso zum Gegenüber machen kann wie mich selbst wie auch die unterschiedlichen Gegebenheiten auf dem Planeten, die Tiere, die Pflanzen, das Klima. In dieses Geflecht aus Ideen und Gedanken und Beobachtungen und Beschreibungen ist eine ganze Reihe von Personen eingelassen. Da sind die Eltern, die Großeltern, die Urgroßeltern, einige Freund*innen, As Eltern und eben A und C. Erst im neunten von sechsundzwanzig Kapiteln wird sichtbar, dass As Krankheit ein zentraler Strang in diesem Text wird, und zwar abrupt wie im echten Leben. Wie im echten Leben findet, wer das will, im Rückblick diskrete Vorboten der Krankheit: As immer wieder entzündeten Fuß etwa. Aber wie im Leben trifft die Krankheit, als sie denn kommt, alle unvorbereitet. Alles zieht sich zusammen. Im Text tritt das filigrane Geflecht aus Fragen und Lesefrüchten und Landschaftsbeschreibungen eine Zeit lang in den Hintergrund. Jetzt,

unter der Kapitelüberschrift „Puls“, steigert sich das Tempo, die Erzählung konzentriert sich auf A und C, schildert die unheimliche Zustandsverschlechterung des Kranken und die unterstützende Sorge seiner Partnerin. Höhepunkt der Steigerung – im anschließenden Kapitel, das unter dem Titel „Routine“ vom Leben im andauernden Ausnahmezustand berichtet – ist die Joggingrunde, die im Zusammenbruch endet. Die so kunstvoll entfaltete relative Ruhe der ersten Kapitel lässt den einbrechenden Sturm umso unerbittlicher peitschen.

Es gibt noch einen anderen Grund, aus dem mich das jähe Scheitern von As Jogging-Versuch so sehr verfolgt. Ich liebe jemanden, die mit der Krankheit ME/CFS lebt. Ich bin zusammen mit jemandem, die über unvorstellbare Willenskraft verfügt; die sich pushen kann, als hätte sie ein wichtiges Rennen zu gewinnen; und die aber seit vier Jahren mehr oder weniger an die eigene Wohnung gebunden ist. Ich nenne sie für den Moment mal J. J ist, so sagen es die offiziellen Kategorien, „moderat“ erkrankt – während A, wenn ich die Kategorien richtig verstehe, „sehr schwer“ betroffen ist. Sie müssen nicht befürchten, dass ich meine Redezeit nun umwidme, um über das echte Leben, oder gar mein echtes Leben mit J, zu sprechen. Ich will Sie nur wissen lassen, was ich mitbringe, wenn ich dieses Buch lese. Wenn ich es aus vollem Herzen lobe.

Der Text, den ich hier lobe, vollbringt das Wunder, dass er auch in jenen Passagen erzählt, in denen man ihn einen Essay nennen würde, und auch dort nachdenkt, wo man ihn eine Erzählung nennen

möchte. Weil „Pusztagold“ in diesem Sinne schimmert, vermeide ich den – mutmaßlich vergeblichen – Versuch, die Thesen vollständig oder die Erzählung repräsentativ zusammenzufassen. Ich werde stattdessen drei Aspekte hervorheben, die mir beinahe ins Auge springen, wenn ich das Flechtwerk dieses Buches betrachte, und zwar zuerst die ärztliche Macht; dann die Verarbeitung von Wissen; und schließlich die Produktion von Ordnung.

Erstens: Macht

Wie kam es, dass A mit C überhaupt Laufen gegangen ist, obwohl er doch schon krank war? Weil ein Arzt dazu geraten hatte, und nicht nur einer: „Alle Ärzt*innen empfehlen Joggen.“ As Beschwerden setzen im Herbst vor der Corona-Pandemie ein: Fieber, Erschöpfung, Kopf- und Bauchschmerzen, mal eine Ohnmacht, mal ein Zustand, in dem es zur Qual wird, mit anderen Menschen zu reden. Nach ein paar Monaten endlich der erste Arztbesuch. Bis zur passenden Diagnose werden noch viele Monate ins Land gehen. A und C suchen Hilfe bei Hausärzten und bei Fachärztinnen aus den Disziplinen Gastroenterologie, Neurologie, Rheumatologie oder Psychiatrie. Sie erleben Ärzt*innen, die sie wieder wegschicken; die über ihre eigene Belastung während der Pandemie klagen; die As körperliche Symptome mit der fixen Idee übertönen, sein Leiden hätte eigentlich psychische Ursachen. A gerät an einen Arzt, dessen Verachtung sich in Lachen entlädt. Immer wieder halten die Fachleute an der Einschätzung fest, dass A kerngesund sei, weil sie ihren Werten mehr vertrauen als seinen Worten. Überhaupt hören viele dieser Kolleg*innen nicht, oder nicht ausreichend, zu. Man möchte diese

Serie von Praxisbesuchen nicht Odyssee nennen, denn von Odysseus heißt es ja, er sei nach ein paar Jahren mal angekommen.

Von all dem erzählt der Text mal mit Lakonie (wenn A feststellt, er liege 0:1 zurück im Spiel gegen die Ärzte); mal mit Humor (wenn A und C Bingo spielen mit den häufigsten Ärzte-Empfehlungen, neben dem Joggen tauchen da etwa Vitamin D oder Spazieren auf); mal mit Wut (wenn C verständlicherweise schäumt und ihre Wut reflektiert); und immer wieder mit substanziellen Einsichten. „Jeder Arztbesuch verlangt nach einer Strategie, als würde man vor Gericht ziehen.“ Wie soll der verletzte Patient auftreten, um seinen Fall bestmöglich zu vertreten, um zumindest nicht ein weiteres Mal überhört zu werden?

Wenn ich sage: „ärztliche Macht“, ist die Macht des Gesundheitssystems mitgemeint. Bei der Ähnlichkeit von Arztpraxis und Gerichtssaal etwa handelt es sich um ein strukturelles Problem. Die ärztliche Macht ergibt sich nicht einfach aus der medizinischen Expertise. Wissen ist nicht gleich Macht. Manchmal basiert diese Macht sogar auf entschiedenem Nichtwissen, siehe noch einmal die Joggingempfehlung. „Für die meisten Ärzt*innen ist es nicht selbstverständlich, sich mit den Grenzen ihres Wissens abzufinden“, heißt es in einer der elegant zurückhaltenden Formulierungen in „Pushtagold“.

Zweitens: Wissen

Ich habe es schon erwähnt: As Krankheit ist ein zentraler, aber eben nur *ein* Strang in diesem Buch. Wenn man sich auf die Suche nach

Dingen begibt, die diesen Text insgesamt zusammenhalten, findet man beispielsweise die Abfolge der unterschiedlichen Lebensphasen von C, dem Ich im Buch. Oder die Ortswechsel, vor allem den Umzug von der Stadt aufs Land, von Berlin nach Gols am Neusiedler See an der östlichen Grenze von Österreich, wo Cs Eltern ein Weingut bewirtschaften. Oder man sieht den nicht nur äußerlich prägenden Umgang mit Zitaten: kursiv gesetzt, und Marginalien weisen die Quelle aus. (Die Membranen zwischen Text und zitiertem Text sind durchlässig. Nur ein winziges Beispiel: Einmal kaut C auf einem Gedanken. Dann stößt sie in einem Band der Lyrikerin Anja Utler auf die Idee, dass auch Verse und Worte eine Person kauen können. Woraufhin der Text dieses Kau-Motiv wie selbstverständlich aufnimmt. In einer der selbstreflexiven Passagen hofft C geradezu, dass die Worte sie endlich wieder kauen: dass die konzentrierte Schreib-Arbeit sich wieder einstellt.)

Ich erwähne das Zitieren und das Kauen auch deshalb, weil es so eng damit verbunden ist, wie „Pushtagold“ mit Wissen umgeht. Wo andere Epochen gelehrte Abhandlungen hervorgebracht haben, halten wir hier einen Band in Händen, der begierig auf Wissen aller Art ist; und das ohne bildungsbürgerliche Selbstgenügsamkeit. Das ausgreifende Zitieren ist akademischen Techniken offensichtlich verwandt – aber es entzieht sich den disziplinären Grenzen, die das Studium der Politikwissenschaft dem Ich einst auferlegte. Als C eines Abends nach Hause kommt, so schreibt sie, „schließe ich die Tür hinter mir und wende mich vom wissenschaftlichen Arbeiten ab“. Wir Leser*innen von „Pushtagold“ profitieren Jahre später von Cs

Forschungen über Care. Wir lesen sowohl die zusammengetragenen Definitionen („Care als Aktivität, die alles umfasst, was wir tun, um unsere ‚Welt‘ zu erhalten, fortzuführen und zu reparieren, damit wir in ihr so gut wie möglich leben können“) als auch Cs Fragen daran. Doch hier sind auch ganz andere Wissensformen versammelt als jene, die als intellektuell gelten. Bücher über das Wissen – und die Macht – der Hexen stiften so etwas wie Ermutigung. Es gibt, wieder ganz anders, das verkörperte Wissen in Gols am Neusiedler See, Traktorfahren etwa oder Reifenwechseln. Vor allem gibt es das überlieferte Wissen in den Familien: Von As Vater lernt C etwas über die Beschaffenheit von Kalbsfleisch, die dieser wiederum von seinem Vater kennt. Cs Oma reicht Wissen an die Enkelin weiter, das sie von ihrer Mutter, Cs Uroma empfangen hat. Manchmal berühren sich die disparaten Wissensformen. C, die sich an der Uni theoretisch mit „Seed saving“ beschäftigt hat, lernt bei ihren Eltern praktisch (mit Paradeisern), wie Saatgutvermehrung gemacht wird. Und manchmal ist die Verarbeitung von Wissen Teil des Überlebens. Als die Diagnose ME/CFS steht, scrollen A und C durch die Posts der ME/CFS-Community auf Twitter. Auf der wildesten aller Social Media Plattformen gibt es Wissen über die Krankheit, das in den Arztpraxen noch nicht gelandet ist.

„Pushtagold“ ist ein zum Bersten gefüllter Wissensspeicher oder besser: Wissensumschlagplatz. (Einmal heißt es: „Ich sammle die Eindrücke und die Wörter und das Wissen in meinem Kopf, ich kann das alles nicht mehr in mir halten, sage ich zu A. Wie machen das Menschen, die nicht schreiben, wie filtern sie das Erlebte?“)

Drittens: Ordnung

Wissensumschlagplatz, das ist ein grob geratenes Bild, und so versuche ich, zum Abschluss, ein paar naheliegende Instrumente zu benennen, die diesen Text strukturieren. „Pusztagold“ ist in 26 Kapitel gegliedert. Das ist ein bisschen so wie ein Adventskalender, mit Einleitung und Schluss. Die Randkapitel sind wichtig, weil sie recht offen gestaltet sind: Die Dinge haben vorher begonnen, sie gehen nachher weiter. Innerhalb der Kapitel handlich kurze Abschnitte. Innerhalb der Abschnitte werden gelegentlich Werkzeuge eingesetzt, denen das Sortierenwollen direkt abzulesen ist – und das nicht nur, weil auch die Figur C ein Thema mit dem Aufräumen in der Wohnung hat. Im Text werden Aufzählungen oder Listen geschrieben; es werden Gruppen gebildet (von Apfel- oder Paradeisersorten); es werden Diagramme angefertigt (ein Quartett von As Symptomen). Es ist nicht der heilige Ernst der Botanisiertrommel, mit dem hier geordnet wird – es ist eher ein sanft ironischer Wille zur Ordnung am Werk. Als C die Menschen bei der Grünen Woche in Berlin beobachtet, gibt sie der dominierenden Gruppe von Besuchern einen Apfelsorten-Namen: „Granny Smith (männlich, weiß, alt)“.

Der roteste aller Fäden in diesem Text ist Care. Kein Ort in diesem Text, von dem aus das Thema nicht zumindest in Sichtweite wäre. Es verbindet die Sorge um den Planeten mit der Sorge um die Jahreszeiten mit der Sorge um die Lebensweisen mit der Sorge um die Sozialsysteme mit der Sorge um den Liebsten. Neben allem anderen ist dieser Essay nicht zuletzt eine Liebesgeschichte. Und

selbstverständlich praktiziert die Literatur von Clara Heinrich selbst Care – indem sie all ihre Fäden so behutsam verknüpft; und indem sie bezeugt, wie es gewesen sein wird, das Leben mit dem Prekären, mit dem Unerträglichen, mit dem fragil Schönen darin.

Zum Schluss: Wenn ich also ein wenig über Ordnung, über Wissen und über Macht gesprochen habe, weiß ich, wie wenig erschöpfend diese Aspekte sind. Sie sind mir wohl deshalb ins Auge gefallen, weil ich etwa gleichzeitig mit der Lektüre von „Pusztagold“ den Schriften des Philosophen und Arztsohns Michel Foucault wieder begegnet bin. Inspiriert von Foucault, könnte man die Geflechte von „Pusztagold“ noch weiter betrachten: die immer sichtbare Materialität von Sprache zum Beispiel; oder die enge Beziehung von Fakten, Form und Wahrheit; oder die Öffnung der Autorinnenschaft: Die Literaturliste des Buches trägt den emphatischen Titel „Geschrieben mit...“; und wo in anderen Büchern eine Widmung steht, heißt es hier: nicht „für“, sondern „Mit Amar Halilovic“.

Trotz allem – für den Rest unserer Epoche wird die Autorinnenfunktion in der Regel von Einzelpersonen erfüllt. Das ist praktisch für Buchcover und für Preisverleihungen.

Herzlichen Glückwunsch zum Clemens-Brentano-Preis, liebe C mit A, herzliche Gratulation, liebe Clara Heinrich!